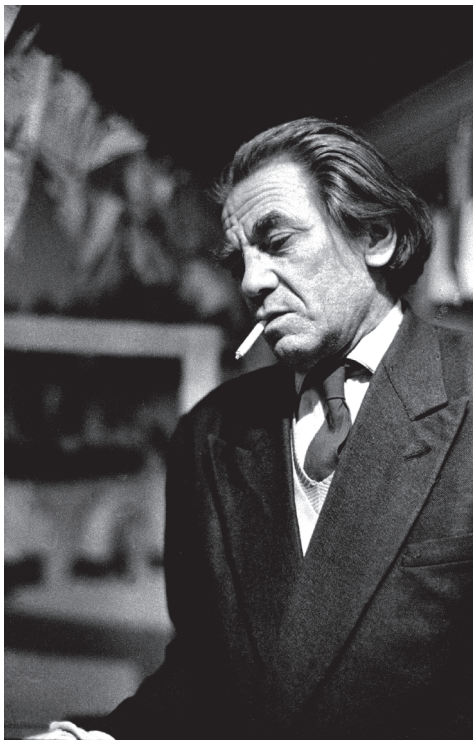


Ludwig Hohl zum Vergnügen



Ludwig Hohl in Genf, 1960

Ludwig Hohl
zum Vergnügen

Herausgegeben von Magnus Wieland

Mit 21 Abbildungen

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 14402
2023 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Der Abdruck der Texte von Ludwig Hohl erfolgt
mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlags,
Berlin, und der Ludwig Hohl Stiftung, Zürich

Umschlagillustration: Nikolaus Heidelberg
Umschlaggestaltung: Eva Knoll
Druck und Bindung: Esser printSolutions GmbH,
Untere Sonnenstraße 5, 84030 Ergolding
Printed in Germany 2023

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-014402-2
www.reclam.de

Die Publikation wurde gefördert von der Kulturförderung
des Kantons Glarus und Swisslos, dem Kanton Thurgau
sowie der Ludwig Hohl Stiftung.

kanton **glarus**  Kulturförderung
SWISSLOS

Thurgau 
Lotteriefonds

 Ludwig
Hohl.
Stiftung

Inhalt

Vorwort	7
I In eigener Sache	25
II Wider die Spaßgesellschaft	32
III Herr Meier und die Seinigen	39
IV Heimatland! Die Schweiz und die Schweizer	46
V Literatur und Kritik	55
VI Hergottsakrament! Die Kirche und ihre Würdenträger	71
VII Menschenskind! Die Leute von heute	79
VIII Hunde, Ärzte, Apotheker ... und die Lehrer!	88
IX Sprichwörtliches	97
X Das leidige Briefeschreiben	101
XI Fabeln und Parabeln	108
XII Idiotismen	133
Zeittafel	141
Textnachweise	153
Verzeichnis der Abbildungen	158

Vorwort

*Und bleibe nicht in bittrem Ingrimme stehn!
Schnitz aus dem Pfeil dir eine leichte Feder.
Und lerne über alle Feinde so
In Wahrheit triumphieren.*

Diese Verse stammen aus einem Gedicht, das sich der junge Hohl ins Heft seiner Pariser Aufzeichnungen von 1926 notierte.¹ An wen auch immer das lyrische Ich seinen Ratschlag richtet – der Autor selbst scheint ihn jedenfalls wenig beherzigt zu haben. Denn eine ›leichte Feder‹ führte Ludwig Hohl zeitlebens nie. Vielmehr ging es ihm beim Schreiben, wie er im Vorwort zu seinem Hauptwerk *Die Notizen* festhält, um den »Härtegrad« seiner Sätze. So hart, dass sie direkt auf »Stahlplatten« geschrieben werden können – und dazu taugen leichte Federn leider kaum. Mit Härtegrad ist jedoch nicht bloß Kompromisslosigkeit gemeint, sondern auch ein Präzisionswille, was Hohls Denkprosa oft umständlich erscheinen lässt. Hohl war ein Pedant, wenn es um die Sache, um *seine* Sache ging, und er war ein Polterer, wenn ihm etwas nicht in den Kram passte. Dass ihm dazwischen auch komplexe Denkbilder und Medi-

¹ Ludwig Hohl, *Aus der Tiefsee. Paris 1926*, hrsg. von Ulrich Stadler, Berlin 2004, S. 26.

sancen von pointierter Scharfzüngigkeit aus der Feder flossen, belegt diese kleine Anthologie.

Wer war dieser Ludwig Hohl? In einem Brief an den deutschen Schriftsteller Kurt Hiller vom 20. April 1950 stellte sich der damals 46-Jährige wie folgt vor:

Geboren 1904. Dem Alkohol in meinem Leben sehr viel zugesprochen habend und mich, bis jetzt, einer »eisernen« Konstitution erfreuend. Arm. Ohne je einen andern Beruf gehabt zu haben als den des Schreibers; »lebensunfähig« (aber das Atom rettet uns und ein wichtiger Titel von mir soll sein »Von den hereinbrechenden Rändern«). Ein paar Mal verheiratet und mich jetzt eines einjährigen Kindleins erfreuend, welchem es bis jetzt sehr gut geht. Mit zwei sehr hohen Fähigkeiten begabt: Der Fähigkeit der unvoreiligen Versöhnung und der Fähigkeit, die voreilige und die unvoreilige Versöhnung immerzu (bis jetzt) scharf auseinanderzuhalten.²

›Von der unvoreiligen Versöhnung‹ – so lautet programmatisch der Untertitel von *Die Notizen*. Hohl

² Ludwig Hohl an Kurt Hiller, 20.4.1950, im Nachlass des Autors im Schweizerischen Literaturarchiv (SLA), Bern; SLA-Hohl-B-I-a-22. Kurz danach trennte sich übrigens seine damalige Frau Heidi Antoine von Hohl und entzog ihm das Sorgerecht für seine Tochter.

versteht darunter eine intellektuelle, nonkonformistische Haltung, die sich nicht *a priori* mit der Welt und der Gesellschaft einverstanden erklärt, sondern ihre Unzulänglichkeiten erkennen und auch bloßlegen will. Entsprechend angriffslustig gibt sich Hohls Denkprosa, polemisch und maliziös, und vollzieht so nicht nur theoretisch, sondern performativ den Modus einer ›unvoreiligen Versöhnung‹.

Ludwig Hohl (1904–1980) war der große Unangepasste der Schweizer Literatur. Von vielen Kollegen geschätzt, ja bewundert für seine radikale Art, mit der er sich dem Dasein als *poète maudit* verschrieb, galt er allgemein doch als *enfant terrible* des Literaturbetriebs, um das sich zahlreiche Legenden ranken. Von wüsten Besäufnissen und nächtlichen Schießereien ist die Rede. Nicht von ungefähr wählte er als Motto für ein Kapitel der *Notizen* das Zitat der von ihm hochgeschätzten Autorin Katherine Mansfield: »I ›shock‹ them, but if they knew how they shock me.«³ Seine oft schockierende Lebensführung war nur Ausdruck einer zutiefst reflektierten Abneigung gegen soziale Zwänge und Konventionen jeder Art, allen voran der Erwartung, einem regulären Brotberuf nachzugehen.

3 Ludwig Hohl, *Die Notizen oder Von der unvoreiligen Versöhnung*, Berlin 2014, S. 465.

Urheberrechtlich
geschützte
Abbildung auf
dieser Seite steht
für die Online-
Vorschau nicht
zur Verfügung.

Handgeschriebenes
Titelblatt des 1200
Seiten umfassenden
Grundmanuskripts
von *Die Notizen*

Bereits im jugendlichen Alter entscheidet sich der in der Schweizer Gemeinde Netstal geborene und danach im Kanton Thurgau aufgewachsene Hohl für ein Leben als freier Schriftsteller. Er bricht das Gymnasium in Frauenfeld ab und zieht aus dem ihm verhassten Elternhaus aus. Zusammen mit seiner damaligen Freundin reist er 1924 nach Paris, wo er sich in der pulsierenden Künstlermetropole einen günstigen Karrierestart erhofft. Doch so mühelos, wie er es sich vorstellt, gestaltet sich die Ankunft nicht. Er treibt sich zwar nächtelang im Bohemequartier des Montparnasse herum und frequentiert einschlägige Treffpunkte wie das Café Dôme oder die Rotonde, findet

dort aber wenig Anschluss. Auch mit der Schriftstellerei hapert es. Der angehende Dichter hat zwar eine klare Vision von seinem Gesamtœuvre, er legt Werklisten mit präzisen Titelangaben an, doch nur wenig davon wird realisiert, noch weniger publiziert, und das auch nur im Selbstverlag.

Erst 1931 in Den Haag erlebt Hohl einen kreativen Dambruch, indem er sich von überkommenen Erzählstrukturen löst und das freie Notat als sein genuines Ausdrucksmittel erkennt. *Die Notizen* entsteht, doch – zurück in der Schweiz – kann das Werk aufgrund der Zeitumstände und einer restriktiven Kulturpolitik nicht wie vorgesehen 1944/45 erscheinen: Der zweite Band wird erst neun Jahre später veröffentlicht, nachdem Hohl bis vor dem Bundesgericht gegen den Artemis-Verlag prozessieren musste. Ein Pyrrhussieg, der zwar Respekt und Anerkennung in Literatenkreisen einbringt, für den Autor aber dennoch ein Debakel darstellt. Er sieht sein Opus magnum, das in seinen Augen direkt neben Carl Spittlers nobelpreisgekröntem Epos *Olympischer Frühling* rangiert, nicht nur veruntreut, sondern auch einer adäquaten Rezeption entzogen. Wie schon zu Pariser Zeiten steht Ludwig Hohl erneut als Autor ohne Werk da.

So verwundert es nicht, dass Hohl sich in seiner skeptischen, ja misanthropischen Haltung bestärkt fühlt. Beinahe sein halbes Leben verbringt er als Au-

ßenseiter des Literaturbetriebs, inszeniert sich in seiner mit Abertausenden von Notizzetteln verhängten Genfer Kellerwohnung als verkanntes Genie und wird bestenfalls als Geheimtipp gehandelt, bis sich der Erfolg kurz vor seinem Tod in geballter Form einstellt und ihm als Autor die öffentliche Anerkennung zuteilwird, für die er zeitlebens gekämpft hat. Sein Werk erscheint ab 1971 endlich in einem großen Publikumsverlag – bei Suhrkamp. Der Verleger Siegfried Unseld bemüht sich richtiggehend um den unnahbaren, schwierigen Autor, der ihm beim ersten Treffen »wie eine Mischung aus einem Clown, aus Ernst Bloch und Bertrand Russell«⁴ vorkam, und ringt ihm schließlich seine Meisternovelle *Bergfahrt* ab, die Hohl, der aus einem unbedingten Perfektionswillen nur »vorläufige« und »undefinitive« Fassungen produziert, jahrzehntelang überarbeitet hatte.

Hohls Denk- und Erzählprosa zeichnet sich durch dieselbe Unbeirrbarkeit aus wie seine Lebensführung. Dabei gelingen ihm Sentenzen und Parabeln von zeitloser Gültigkeit, etwa in der Erzählung *Nächtlicher Weg* aber auch in *Bergfahrt*, weil sie existentielle Grundfragen des menschlichen Daseins im Allgemeinen berühren oder, wie vorwiegend in den *Noti-*

4 Siegfried Unseld, *Chronik 1971*, hrsg. von Ulrike Anders, Raimund Fellingner und Katharina Karduck, Berlin 2014, S. 21.

zen und *Nachnotizen*, auch speziell Fragen des literarischen Lebens und Schreibens, was Hohl als *writer's writer* bis heute attraktiv für andere Autorinnen und Autoren macht. Im Kern kreisen Hohls Geschichten und Gedanken um den Status und die Legitimation der Schriftstellerei (oder der Kunst generell) in der modernen Spaß- und Leistungsgesellschaft, die Hohl zutiefst als oberflächlich und dumpf verachtet und deshalb mit seinen unbequemen und widerständigen Texten herausfordert, die an nichts Geringeres als an das Absolute appellieren. Hohl nennt es in seiner Terminologie das »Reale«.

Hohl passt damit in den Kreis von sentenziösen *agents provocateurs*, wie sie in der Reihe *Zum Vergnügen* vertreten sind, darunter auch einige von Hohls erklärten Lieblingsautoren: Arthur Schopenhauer, Friedrich Nietzsche, Karl Kraus, Georg Christoph Lichtenberg oder Marcel Proust. Schon als Jugendlicher erkannte Hohl eine »stark hervorstehende Seite« an sich: »die Vorliebe für bitteren, tödlichen höhnen Sarkasmus.«⁵ Ebendies bewunderte er an Schopenhauer, dem »grimmige[n] alte[n] Spötter, wie er mit tödlichem Hohne in rabiater Weise aus seinem Verliese hervordonnert!«⁶ Ganz ähnlich, mit dersel-

5 Ludwig Hohl, *Jugendtagebuch*, hrsg. von Hugo Sarbach, Berlin 1998, S. 131.

6 Ebd.

ben Idolatrie, äußerte sich Hohl auch in einem Schulaufsatz: »Welche Grösse liegt in diesem riesenhaften alten Recken! Er hat gebrochen mit aller Welt, sich nur auf sich selbst ganz allein zurückgezogen. Welche gewaltige Kraft braucht es für einen geistig hochstehenden Menschen ganz allein in der Welt zu stehen! Er hat die Kraft. Allein und einsam sitzt er in seinem Verliese, mit grimmigen Hohne in die Welt, mit der ihn keine Brücke mehr verbindet, hervordonnernd!«⁷

Blickt man auf Hohls zweite Lebenshälfte, in der er jahrelang in der Genfer Rue David-Dufour in seinem Kellergeschoss haust, dann besitzen solche Zeilen nachgerade prophetisch selbsterfüllenden Charakter: Den Habitus des grimmigen Solitärs und des gesellschaftlichen Parias, der seinen Spott über die Dummheit der Menschen ausgießt und der aufgrund tieferer Erkenntnis mit zynischem Blick die Heuchelei der Gesellschaft durchleuchtet, hatte er dort längst eingenommen. Wie Diogenes in seiner Tonne, so wählte auch Hohl eine sichtbar antibürgerliche Behausung, sinnbildlich für seine selbsterwählte Außenseiterposition am Rande der Gesellschaft, die für ihn zugleich die einzig mögliche Form einer intellektuellen Distanznahme und Suprematie war.

7 Ludwig Hohl, *Schulaufsätze*, kommentiert, eingeleitet und mit einem Schlusswort versehentlich verunstaltet von Martin Raaflaub, Biel 2008, S. 26.

Urheberrechtlich geschützte Abbildung auf dieser Seite steht für die Online-Vorschau nicht zur Verfügung.

Ludwig Hohl in seiner legendären Kellerwohnung unter
den mit Wäscheklammern aufgehängten Zetteln, 1973

Dieser Hang zur Größe, wie sie bereits im Schulaufsatz über Schopenhauer zum Ausdruck kommt, aber auch das präpotente Pathos des verkannten Genies lernte Hohl insbesondere auch bei Nietzsche kennen. Für den Heranwachsenden war der Hammer-Philosoph und Verkünder des Übermenschen nachgerade eine »erlösende Erscheinung«.⁸ In seinem Tagebuch feiert Hohl den Philosophen als neuen Messias. Bei ihm lernt er die Verachtung des gemeinen Menschen ebenso wie den überlegenen Spott, mit dem er dem Menschlichen, Allzumenschlichen

8 Hohl, *Jugendtagebuch*, S. 149.

begegnet: »Lachen sei nun in mir, Lachen über den Menschen um mich u. ihre Kleinheit! Und das hast [du allein getan, großer] N.!«⁹, schreibt der junge Hohl bei Sternenschein in sein Tagebuch, weil sein gestrenger Vater ihm einmal mehr das Licht abgedreht hat.

Wie Nietzsche so stammt auch Hohl aus einem protestantischen Pfarrhaus. Sein Vater, den er wegen seiner hölzernen Erziehungsmethoden ironisch den »größten Psychologen des Jahrhunderts«¹⁰ nannte, war Pfarrer in Sirnach, einem Hundertseelendorf im ländlichen Kanton Thurgau. Zeitlebens fühlte Hohl sich von seinem Elternhaus entfremdet, insbesondere von seinem Vater und der von ihm vertretenen bigott-bürgerlichen Kultur. Von daher kommt auch Hohls starke Abneigung gegen alles Pfäffische und Religiöse, wie sie sich mitunter in den hier versammelten Sentenzen artikuliert. Vor diesem Hintergrund erklärt sich, weshalb Hohl ausgerechnet den theologischen Begriff der Versöhnung seinem Werk voranstellt, ihn aber relativiert und mit negativem Vorzeichen versieht. Damit gibt er sich nicht grundsätzlich unversöhnlich, aber seine Art der Versöhnung ist gänzlich anders beschaffen als die christliche Vergebung: »Voreilige Verklärung: voreilige Harmo-

⁹ Ebd., S. 155.

¹⁰ Ebd., S. 153.

nie, voreilige Erlösung, leicht gelerntes Vergeben«¹¹ ist seine Sache nicht. Hohls Versöhnung ist keine, die bloß vordergründig eine ›sichtbare‹ Harmonie demonstrieren will, sondern auf unerbittliche Weise auf den Punkt der Versöhnung hinarbeitet. Deshalb ist sie unvoreilig (ein Adjektiv übrigens, das als *hapaxlegomenon* und damit als genuine Wortschöpfung Hohls gelten darf).

Politische Korrektheit kannte Hohl keine und hätte sie heute wohl kaum akzeptiert. Was heutigen Leserinnen und Lesern zuweilen sauer aufstoßen mag, machte ihn im damaligen intellektuellen Klima gerade attraktiv. Nicht zuletzt für Max Frisch, der im nonkonformen, streitbaren Denken einen wichtigen gesellschaftlichen Wert erkannte. Hohl sei »geistig ein kompromißloser Außenseiter«, ein »Phänomen, das in unserem Lande immer auf fast tödliche Schwierigkeiten stößt, für unser Geistesleben aber außerordentlich wertvoll wäre, ich meine als Regulator gegenüber der Herrschaft des Durchschnittlichen und Braven«.¹² Dass ihm dabei auch misogyne Bemerkungen unterlaufen, ist damit allerdings nicht zu entschulden.

¹¹ Hohl, *Notizen* IX/77, S. 628.

¹² Max Frisch an Dr. Walter Bächli, 13.03.1949; zit. n.: Max Frisch, *Jetzt ist Sehenszeit. Briefe, Notate, Dokumente 1943–1963*, hrsg. von Julian Schütt, Berlin 1998, S. 192.

Urheberrechtlich
geschützte
Abbildung auf
dieser Seite steht
für die Online-
Vorschau nicht
zur Verfügung.

Ludwig Hohl mit knapp
22 Jahren im Frühling
1926 in Paris

Hohls Feindbilder sind stets klar benannt, die Liste dessen, was ihn stört und aufregt, ist lang: Neben dem braven Dutzendmenschen sind es die Pfaffen, Urlauber, Skifahrer, überhaupt Sport als purer Zeitvertreib, der nicht der von Hohl praktizierten *culture physique* (der körperlichen Ertüchtigung) dient, weiter sind es Journalisten, Literaturkritiker, Apotheker, die »Scheisschulmeisterlein«¹³ sowie die »kuhmistar-

13 Ludwig Hohl an Hanny Fries, 19.12.1952; zit. n. Werner Morlang, *Die verlässlichste meiner Freuden. Hanny Fries und Ludwig Hohl. Gespräche, Briefe, Zeichnungen und Dokumente*, München/Wien 2003, S. 343.

tige Dialektsprache«¹⁴ und – als Sinnbild des bornierten Spießbürgers *par excellence* – Herr und Frau Meier (bzw. Meyer). Sie alle sind ihm zutiefst verhasst. An ihnen lässt er kein gutes Haar, hier kennt sein Grimm keine Grenzen. Sie alle sind ihm Ausdruck abgrundtiefer Geistlosigkeit, die Hohl für ganz und gar intolerabel hält, weil sie letztlich Dekadenzsymptome einer saturierten Gesellschaft sind, die sich längst auf eine ›voreilige Versöhnung‹ eingeschworen hat. »Müde und gütig«: denn vorwiegend sind ja all diese Mildten, versöhnlich Gestimmten nur *müde*«, heißt es in einer späten Nachnotiz.¹⁵ Gegen diese Müdigkeit, die aus seiner Sicht auch eine Denkfaulheit und Dummheit ist, schreibt Hohl konsequent an. Wohl auch deshalb, weil er sich zeitlebens – vor seinen Eltern, aber auch vor den Behörden – für seine brotlose Existenz als freier Schriftsteller rechtfertigen musste, und deshalb umso stärker den Wert geistiger Arbeit hervorkehren, ja das Verständnis von Tätigkeit und Untätigkeit überhaupt neu definieren wollte. Hektik und bloßes gedankenloses Hantieren – das »wirkliche Mühlrad, das sich dreht, arbeitet« – war für Hohl gerade das Gegenteil von richtiger Arbeit, vielmehr eine »total tote Beschäftigung«, die der »Faulheit«

14 Ludwig Hohl, *Von den hereinbrechenden Rändern. Nachnotizen*, aus dem Nachlass hrsg. von Johannes Beringer und Hugo Sarbach, Berlin 1986, S. 138, Nr. 205.

15 Ebd., S. 232, Nr. 345.

gleichkommt.¹⁶ Nur »*solches* Tun« nennt Hohl Arbeit, das intrinsisch motiviert ist, »zu dem dich nicht fremde äußere, sondern innere Gewalten nötigen«. ¹⁷ Lizenzen kennt er dabei keine, denn die wären ja lediglich Anzeichen einer falschen, voreiligen Versöhnung.

Aus diesem Grund ist Hohl kein ausgeprägt dialektischer Denker. Versöhnung auch im Sinne einer hegelianischen Mediation war ihm fremd. Vielmehr war Hohl einer, der seine innere Überzeugung (schon früh) gefunden hat und von dieser absoluten Werte aus die Welt beurteilt – oder vielmehr aburteilt. Hohl argumentiert stets aus der Position des überlegenen Geistesmenschen, aus einer Mischung zwischen Nachdenklichkeit und Herablassung, wie es auch in seiner Mimik auf der Umschlagillustration von Nikolaus Heidelbach zum Ausdruck kommt. Wenn es kein Anachronismus wäre, so könnte Hohls polternde Autorpersona direkt einem Roman von Thomas Bernhard entsprungen sein. Entsprechend apodiktisch sind oft seine Aussagen. Damit distinguiert er sich von der oberflächlichen Betrachtungsweise der Apotheker, wie er den kleinkarierten Menschentypus nennt: »Bei den Apothekern sind die meisten Dinge ›bis zu einem gewissen Grade‹ richtig oder falsch.

¹⁶ Hohl, *Notizen*, N 1/3, S. 13.

¹⁷ Ebd., 1/1, S. 9.

Aber wer bis zu positiven Begriffen vordringt, dem sind die Dinge richtig oder falsch.«¹⁸ In dieser Rigorosität pendeln solche Werturteile zwischen Tiefsinn und Starrsinn, zwischen Philosophie und Polemik. Polemik versteht Hohl – rekurrierend auf Lessing und Karl Kraus – nicht als »Streit«, sondern als »Kunstgattung«, indem er bemerkt: »Gewisse Polemiken Lessings dürften wohl höhere Kunstwerke – und somit auch dauernder, zeitloser – sein als sämtliche seiner ›Dichtungen‹.«¹⁹

Eine Nobilitierung, ja Glorifizierung der Polemik, die Hohl selbstredend auch für sich in Anspruch nimmt. Man tut deshalb gut daran, die performative Komponente hinter Hohls Provokationen zu erkennen. Die gut geführte Tirade war ihm stets wichtiger als der hämische Triumph über seine Feinde und Feindbilder. Für ihn, den Bergsteiger und Gewichteheber, war Polemik eher eine sportliche Tätigkeit, ein rhetorisches Muskelspiel und Kräftemessen. Polemik im Sinne Hohls könnte somit nachgerade als athletische Disziplin umschrieben werden. Eine zur Schau gestellte Angriffslust, die mehr dem rhetorischen Effekt dient, als dass sie genuin aggressive Züge trägt. Steckt doch hinter der harten Schale ein weicher

18 Ebd., VIII/133, S. 541.

19 Ludwig Hohl, »Die Gedichte von Karl Kraus«. In: *Mut und Wahl. Aufsätze zur Literatur*, hrsg. von Johannes Beringer, Berlin 1992, S. 11-19, hier S. 11.

Kern, wenn Hohl behauptet: »Die Polemik, die echte, die hohe, muß mit Scham erklärt werden, Scham und sehr großer Liebe.« Zur Veranschaulichung dieser These dient Hohl die Parabel eines Bauernburschen, der von heimlicher Liebe zu einem allgemein umschwärmten Mädchen ergriffen war:

Er konnte seine Liebe nicht zeigen bis zu dem Tag, an dem das verheerende Unglück ausbrach, die Feuersbrunst; da flohen vor der tödlichen Bedrohung alle: wo blieb das leichte Spiel? wo blieben die überreichlichen Liebesbezeugungen für das Kind? Jetzt aber wurde der Bursche wie ein Pfeil und wie ein Löwe und rettete das Kind, da, wo niemand mehr daran dachte, es zu retten; und sah nur wild aus dabei, kämpfend gegen die bedrohenden, vernichtenwollenden Elemente.²⁰

Die Unvoreiligkeit ist auch in diesem Gleichnis das leitende Prinzip, das Hohl wie folgt kommentiert: »Das ist das genaue Bild der höheren, der großen Polemik, die eine Kunstform ist.«²¹ Polemik war für Hohl ein Stilmittel der Verteidigung, nicht des Angriffs. Ein Schutzmechanismus auch. Überdies erfolgt sie aus keiner direkten Konfrontation, sondern

²⁰ Hohl, *Nachnotizen*, S. 262, Nr. 276.

²¹ Ebd.

aus der Distanz – es handelt sich um einen Protest aus solitärer Position heraus: »Damit eine Auseinandersetzung fruchtbar sei, muß eine dieser zwei Bedingungen erfüllt sein: *Entweder muß sehr große Nähe bestehen oder unbedingte Ferne*. Die Auseinandersetzung der zweiten Art (bei denen man also allein ist) nennen wir Polemik.«²² Die unbedingte Ferne korreliert hier räumlich mit der distanzierten Haltung einer unvoreiligen Versöhnung.

Das klingt in der Theorie nun alles sehr viel strenger, als es wahrlich ist. Wer die in diesem Bändchen versammelten Passagen und Polemiken liest, wird schnell bemerken, dass Hohl die verschiedensten Register des Humors – von Sprachwitz über Parodie und Satire bis hin zu ätzendem Sarkasmus – beherrscht und um treffende Bonmots nicht verlegen ist. Gewisse Parabeln, in denen er die Absurdität der *condition humaine* auslotet, tragen kafkaeske Züge. Sie regen zum Nachdenken an und sind voll von verhaltener Poesie. Mitunter entfalten seine Tiraden auch eine unfreiwillige Komik, wie überall, wo fixe Ideen überhandnehmen, so etwa bei Hohls notorischer Abneigung gegenüber dem Briefeschreiben, was er jedoch nie müde wurde, just in Briefen stets von Neuem wortreich darzulegen. So besitzt auch die Obsessivität, mit der sich Hohl in gewisse Ansichten

22 Hohl, *Notizen* VIII/15, S. 473.

verbeißt, sowie seine kategorische Intoleranz eine komische Note. So hart und unfair Hohls (Vor-)Urteile zuweilen ausfallen, gibt er sich dabei selbst wieder die Blöße, und wir dürfen über seine unzeitgemäße Torheit lachen. Hinzu tritt bei ihm eine fast schelmische Freude an Seitenhieben und Injurien; an allem, was Anstand und Würde verletzt. Ja selbst vor Unflätigkeiten schreckt Hohl nicht zurück. Etwa wenn er sich überlegt, wie in der Abbrüviatur der Abschiedsformel »mit vorzüglicher Hochachtung« (m. vorz. H.) ein versteckter schwäbischer Gruß unterzubringen sei:

»Mit Vorz [lies: Furz], H[ohl].«

ps: Es versteht sich von selbst, dass eine solche Auswahl mehrheitlich vergnüglicher Stellen dem komplexen Werk des Autors nicht gerecht werden kann. Es sind lediglich einzelne ›Spitzen‹, die hier geboten werden. Wer das Massiv dieses Werks in seiner poetologischen und philosophischen Tiefe durchdringen will, kommt nicht umhin, es intensiv zu studieren.